

Zwinglis Beziehungen zu Bern¹.

Den ersten Eindruck von Bern hat Zwingli als Knabe von etwa dreizehn Jahren empfangen: er wurde vom Oheim Bartholomäus und dem Vater zu Magister Heinrich Wölfflin (Lupulus) gesandt und dort „in bonis litteris, ouch in poetica trüwlich geüpt“, wie Bullinger berichtet. Wir würden sagen: er erhielt den Abschluß der Schulbildung, wie Luther in Eisenach. Irgendwie schärfere Linien zu ziehen, ist unmöglich, Zwingli selbst hat uns nicht ein einziges Wort über die Berner Jugendzeit hinterlassen; wenn der Meister Anhänger der sog. Pariser Schule, der Schule des „alten Weges“ (via antiqua) war, Zwingli ihr in Basel auch angehört hat, so mag in Bern der Grund dazu gelegt worden sein, so gut wie zur Liebe zur Antike, da Wölfflin Humanist war. Über derartige Allgemeinheiten hinauszugehen, verbietet sich. Die Kunde von Zwinglis fluchtartigem Verlassen Berns, da ihn die Dominikaner um seines hübschen Singens willen in ihr Kloster einfangen wollten, Vater und Oheim aber ihn „zur stund“ fortnahmen, verdanken wir wiederum nur Bullinger.

Der Großmünsterpfarrer Zwingli war in den Augen des amtlichen Bern ursprünglich nicht gerne gesehen. Die Politik trennte. Zürich ging hier eigene Wege, und Zwingli wiederum besondere. Bern hielt die Beziehungen zu Frankreich noch rege, als Zürich dem Franzosenpakte entsagte; und Zwingli eiferte gegen Pensionen und Reisläufer und predigte das Evangelium des Friedens. Als er der Schwyzer Landsgemeinde, wo seine Botschaft lebhaftes Echo fand, seine „göttliche Vermahnung an die Eidgenossen zu Schwyz“ (Mai 1522) widmete, fühlte sich Bern getroffen und nahm Zwingli diese Heraushebung der Schwyzer übel. Zeit hat es gebraucht, bis die religiöse Botschaft Zwinglis befruchtend in die durch Reformbewegungen verschiedener Art, durch Mißstände wie den Jetzerhandel, oder auch durch die Satire von Niklaus Manuel längst aufgelockerten Furchen des Berner kirchlich-religiösen Lebens fiel, und das erste Saatkorn kam durch Luther: Weihnachten 1518 holte ein Berner Buchführer aus Basel „viel an Lutherschriften“ herüber.

¹ Der Artikel ist die Skizze eines Vortrages, den der Verfasser am 25. Januar 1928 vor der bernischen Studentenschaft hielt und der in erweiterter Form mit den Quellenbelegen in der „Sammlung gemeinverständlicher Vorträge“, Tübingen, J. C. B. Mohr, erscheint.

Erst 1520 tritt der Reformator Zwingli in den Gesichtskreis nicht des amtlichen Bern, aber des Münsterpredigers und Chorherren Berchthold Haller, um mit ihm bis zum Lebensende treuestens verbunden zu bleiben. Haller möchte Zwingli sehen, kommt auch bald nach Zürich und hört ihn predigen, und wenn er um Zwinglis Manuskript der gehörten Predigten bittet, so ist diese Anerkennung geistiger Führerschaft typisch geblieben: der Berner beugt sich willig dem Genius des Ostschweizers als seine „kleinste Münze“, sein „Fußschemel“. Die Anlehnung Berns an Zürich ist in Haller verkörpert; weil und soweit Haller die Berner Reformation leitet, geht sie in den Fußspuren Zwinglis. Aber Haller ist nie in Bern gewesen, was Zwingli in Zürich war; darum wurde der Verlauf der Reformation hüben und drüben verschieden.

Zwar die ersten Freunde um Haller, Lienhart Tresp, Zwinglis Verwandter, Sebastian Meyer, Valerius Anshelm, dann Niklaus von Wattenwil und Fabian Windberger, ändern den Kurs nicht; Sebastian Meyer ist auf der ersten Zürcher Disputation gewesen, und Zwingli sandte ihm seine Schrift „von Erkiesen und Freiheit der Speisen“, auch seine „Bitte an den Bischof Hugo von Konstanz“ um Abschaffung des Priesterzölibates; Zwinglis „Archeteles“ verschaffte er sich selbst, und Meyers Satire auf das Friedensmandat des Konstanzer Oberhirten gab Zwingli in die Presse; auch in der Landschaft fand der Zürcher Reformator Anhänger, so in Köniz, Königsfelden, Limpach und Scherzligen, es wurden Exemplare der Auslegung der 67 Schlußreden von Zürich nach Bern geholt — aber das amtliche Bern ist an allen diesen reformatorischen Wirkungen nicht beteiligt, aus der „Kirche der Oligarchen“ klang der Ruf: „Lieben Eidgenossen, wehret bei Zeiten, daß die Lutherische Sache mit denen, so damit umgehen, nit Überhand gewinne!“ Das Religionsmandat vom 15. Juni 1523 war, trotzdem es reformatorisch werden konnte, bei seinem Erlaß nicht reformatorisch empfunden, an den Zürcher Disputationen war die Stadt Bern nicht vertreten, eine Tagsetzung in Bern (7. Juli 1523) beschloß, gegebenenfalls den Zwingli von Zürich durch die Landvögte von Baden und Frauenfeld fangen zu lassen, und Bern fürchtete Bauernaufuhr von Zwinglis Predigt. Bis ins Jahr 1527 blieb die reaktionäre Bewegung in Geltung, durch verschiedene Mandate noch verschärft; die Zwinglifreunde Meyer und Anshelm mußten 1524 die Stadt räumen, und Haller konnte nur mühsam sich halten. Bei dem Glaubensgericht über die Stammheimer in Baden stand auch Bern für die Verurteilung ein.

Hat Zwingli das alles mit durchleben müssen, so weiß er in Glaubenskraft es über sich selbst hinauszuhoben und auf den Sieg der Gottes-sache fest zu vertrauen. Die Berner Freunde haben an ihm ihren starken Halt. Nikolaus von Wattenwil widmet er am 30. Juli 1523 seine Schrift „von göttlicher und menschlicher Gerechtigkeit“, ja, in einem prächtigen, von vaterländischem Geiste durchwehten Briefe entwickelt er um dieselbe Zeit den Gedanken eines Schweizerkonzils in Bern zur Entscheidung über das Evangelium — eine Berner Disputation vor 1528! Barthlome Mai, einst der Hauptführer der bernischen Franzosenpartei, erhält am 17. August 1525 Zwinglis „Subsidium sive coronis de eucharistia“ gewidmet, Briefe zwischen Zwingli und den Bernerfreunden gehen hin und her, so kann sich die reformatorische Partei, wir müssen sagen: die Zwinglipartei behaupten nicht nur, vielmehr stärken, Boden gewinnen, bis endlich der durchlöchernte Turm der konservativen Oligarchen fällt. Die Badener Disputation weckte das Solidaritätsgefühl mit Zürich, Bern nahm es gut auf, daß Zwingli zwar nicht in Baden, aber in Bern disputieren wollte, eine Verfassungsänderung in demokratischem Sinne wirkte günstig, das alte Mandat von 1523 empfing eine neue, reformatorische Interpretation, endlich, am 4. November 1527 eröffnet Haller Zwingli den Plan der Berner Disputation. Endlich ist der Durchbruch geglückt! „Ein Fenster ist in Bern aufgetan, um die Taube mit dem Ölzweig aufzunehmen“ — Zwinglis Hoffnung, am Jahresanfang ausgesprochen, hatte sich überreich erfüllt.

Haller sollte die Disputation leiten und die Vorbereitung in die Hand nehmen. In Wirklichkeit ist Zwingli der Führer gewesen. „Aller Handel liegt daran, daß wir Deiner gewiß sind. Tue als eine ganze Stadt Dir vertraut. Es schreien schon viele Leute nach Dir,“ schrieb Haller. Zürcher Gesandte aber waren in Bern gewesen, hatten Vorbereitungen beredet, und der Berner Rat sagte Meister Ulrich Zwingli ein besonderes Geleit zu. Die vornehmen Geschlechter Mai und Wattenwil bieten ihm Herberge an, er wählt seinen Verwandten Lienhart Tresp. Am 4. Januar, unter bewaffnetem Geleite, trafen die Zürcher mit ihrer Begleitung, etwa hundert an der Zahl, in Bern ein, am 6. begann die Verhandlung in der Barfüßerkirche. Zwingli griff aufs lebhafteste in die Debatte ein, predigte auch zweimal; seine Aufzeichnungen während der Disputation bewahrt noch heute das Zürcher Staatsarchiv. Das Ganze ein voller Erfolg, religiös und politisch! Erfreut meldete Zwingli am

28. Januar aus Bern die Abschaffung von Messe und Bilder dort, und drei Tage später trat Bern dem Burgrecht mit Konstanz bei. Zwingli und Bern haben sich gefunden, man ist warm geworden zueinander, Zwingli ist damals der Reformator von Bern geworden.

„Jetzt brauchen wir Dich erst recht“, schrieb Haller bald nach Zwinglis Heimkehr. Und wirklich, als es nach dem grundsätzlichen Entscheid die Durchführung der Reformation in Stadt und Land galt, wird Zürich, d. h. das Zwingliwerk, Vorbild. Nicht nur, daß Zwinglis Schüler wie Caspar Großmann, Sebastian Hofmeister, Johannes Rhelican in bernischen Pfarr- und Schuldienst treten, die Zürcher Ehegerichtsordnung wird Muster für das Berner Chorgericht, die Zürcher Synode zeitigt 1530 die erste Berner Synode, und wie ein Süddeutscher damals schrieb, „die Pfarrer im Gebiete der Herren von Bern hängen stark von Zwingli ab“, der die persönlich bei der Disputation geknüpften Freundschaft zu pflegen weiß.

Aber Bern ist doch nie ganz in Zürich gleichsam aufgegangen. Der Bär war nicht der Leu. Die in der Berner Disputation und ihrer nächsten Wirkung in den Untergrund zurückgetriebene Differenz und bernische Eigenart machte sich sehr bald wieder geltend. Nicht so sehr auf dem Gebiete der Lehre — hier kamen die Gegensätze erst nach Zwinglis Tode zum Ausdruck — als auf dem Gebiete der Politik; aber da hüben und drüben Politik evangelische Politik bedeutete, barg eine politische Verschiedenheit auch den religiösen Unterschied in sich. Zürich und Bern durchkreuzen einander beständig die politischen Zwecke, bei aller äußeren Verbindlichkeit fehlt die innere Gleichgestimmtheit. Nur zu richtig schrieb Zürich einmal an Bern: „in den Meinungen von Zürich und Bern ist fast immer Zwiespalt.“

Es gab Gegensätze im Verfahren gegen die Aufständischen im Berner Oberland, gegen das Aufreiten eines Unterwaldner Vogtes in den gemeinen Herrschaften, nicht minder Gegensätze in der Verwaltung des Thurgaus und in kleineren Fragen; sie liefen alle zusammen in der Grundfrage der Stellungnahme zu den fünf Orten. Es ist bekannt, daß Zwingli den Krieg wollte und nur notgedrungen sich in die Proviantsperrung fügte, daß sein letztes Ziel die Gleichförmigmachung der Eidgenossenschaft zu einer evangelischen Gemeinschaft („genossame“) wurde, und daß er in kühnem, überkühnem Gedankenfluge Bündnispläne von Dänemark über Hessen, Württemberg hinüber bis nach Venedig spann. Aber Bern? — „der andre hört von allem nur das

Nein“. Ganz gewiß keine fünftörtische Politik wird hier getrieben, die Freundschaftsversicherungen gegenüber Zürich und Zwingli sind kein hohles Pathos, sondern entspringen aufrichtiger und ehrlicher Gesinnung; es ist wie bei zwei Menschen, die beide das Beste wollen, beide einander wohlgesinnt sind und sich doch nicht verstehen. Tragik liegt darüber, daß beim letzten Ausklang, der Kappellerschlacht, die Berner die Vorwärtstreibenden sind, die mit dem „ilends, ilends, ilends“ ihrer Eilboten die Zürcher um Nachricht ersuchen, während Zürich in zerfahrener Ratlosigkeit keinen starken Entschluß findet.

Die Erklärung dieser Verschiedenheit der Wege hüben und drüben ist nicht einfach. Sie läßt sich nicht auf ein Motiv zurückführen, sondern ist ein in Vergangenheit und Gegenwart mannigfach verschlungener Komplex. Der Berner und Zürcher — Zwingli muß in diesem Zusammenhange ganz als Zürcher angesprochen werden — haben ihre Charaktereigenart; ihre Wappentiere und Schildhalter deuten symbolisch den Unterschied zwischen der ruhigen Kraft und dem kühnen Entschluß an. Man ist in Bern überlegender in vorsichtig-klugem Diplomatisieren, Zürich stürmt vor zum Angriff. Die beiden Staatswesen, in der Hauptsache von gleicher Struktur, waren in der Funktion verschieden. „Zürich“ ist Zwingli, „Bern“ mangelt des Propheten und ist eine Oligarchie; wird dort das Referendum des Volkes in der kritischen Zeit 1529 bis 1531 ausgeschaltet, so wird es hier eingeholt — trotzdem beide Staatswesen die Exekutivbehörde des geheimen Rates besitzen. Zwingli orientiert seine Politik stark an den Vorgängen im Reiche, Bern steht diesen kühl gegenüber, denn sein politischer Beziehungspunkt ist der Westen, Genf, Freiburg und Savoyen. Da war man schon rein geographisch der Zwinglischen Politik, wie der Reformator richtig empfand, „nicht so nah gelegen“. Aber man wird noch tiefer greifen müssen; es ist Ethos und Religion hüben und drüben anders eingestellt. Beide haben beides, und beide mit dem gleichen Ziel: das Vaterland und das Evangelium. Aber Zwingli ruft: „Tut um Gottes willen etwas Tapferes!“, Niklaus Manuel, der Berner, spricht: „Man muß sich für und für friedlich halten und etwas um der Ehre Gottes willen dulden.“ Dieser verweist auf die Bergpredigt, die auch den linken Backen darreicht, wo man den rechten schlug, jener lehnt diese Forderung in diesem Zusammenhange ausdrücklich ab. Das verrät einen Streit um die Wurzel, die schwere Problematik „Evangelium und Politik“ rollt sich auf, und es öffnen sich uralte und doch ewig junge Gegensätze.

Sie neu aufzureißen angesichts der Gedächtnisfeier der Berner Reformation, wäre zweckloses Streiten; sie vertuschen zu wollen, unmännliche Furcht. Das Zwingliwort: „Nit fürchten ist der Harnisch!“ gilt auch hier. Keiner von beiden, Zürich und Bern, hat sich seiner bewegenden Kräfte zu schämen; beide stritten in der Kraft eines guten Gewissens. Der Weg war verschieden, das Ziel war eines: es ging um Eidgenossenschaft und Evangelium.

Darin fanden vor vierhundert Jahren sich Zürich und Bern zusammen, über alle Widerstände und Gegensätze hinweg. Unser Gruß zur Säkularfeier möchte Zürich und Bern auf dieser Höhe verbunden wissen.

Walther Köhler.

Zur Ikonographie Berchtold Hallers.

Wenn die Reformation — im Gegensatz zu den wiederholten Reformbestrebungen innerhalb der mittelalterlichen Kirche — sich zu einer eigentlichen religiösen Volksbewegung entwickeln konnte, so verdankt sie diese breitere Basis nicht zuletzt der regen Mithilfe, die ihr durch die junge, eben erst erfundene Buchdruckerkunst zuteil wurde. Und wenn früher vorwiegend die Altarkunst als Tafelmalerei und Großplastik das künstlerische Ausdrucksmittel religiösen Erlebens war, so standen nun der Reformation in der mechanischen Buchillustration (Holzschnitt, Kupferstich) und in der im 16. Jahrhundert zu neuer Blüte gelangenden Medailleurkunst neue Mittel zur Verfügung, breiteren Volksschichten ihre Ideen durch bildhafte Erläuterung, sei es als Titelholzschnitte, Textillustrationen oder als Porträts der führenden Persönlichkeiten, eindringlicher vor Augen zu führen und sie so an dem religiösen Leben der Zeit aktiv teilnehmen zu lassen.

Seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurden die einzelnen Reformatorenbilder häufig zu Porträtsammlungen in Form von Holzschnitt- oder Kupferstichbüchern (icones, imagines, Contrafacturbücher) zusammengestellt, deren Typen von den Späteren immer wieder übernommen wurden. So erklärt es sich, daß seit dieser Zeit ziemlich geschlossene, klar ablaufende ikonographische Reihen der dargestellten Persönlichkeiten sich nachweisen lassen; neue kleinere Varianten sind dabei jeweils der Ausdruck eines veränderten Stilgefühls, der künst-